

# Das Verbot kinematographischer Vorstellungen vor Bundesgericht

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Kinema**

Band (Jahr): **5 (1915)**

Heft 3

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-719232>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Das Verbot kinematographischer Vorstellungen vor Bundesgericht.



Der nachträgliche Abdruck dieses Bundesbeschlusses erfolgt im Interesse der Kinobesitzer, um es ihnen zu ermöglichen, bei allfälligen Rekursen sich auf denselben im Wortlaut stützen zu können. Die Red.

Lausanne, 20. Nov. Zufolge der wirtschaftlichen Depression beschlossen die Behörden einer Reihe schweizerischer Städte u. a. die Aufführungen kinematographischer Vorstellungen bis auf weiteres zu verbieten; so wurden durch Verfügung vom 10. August 1914 die Kinematographen-Besitzer der Stadt Neuenburg verhalten, ihre Theater zu schließen. Am 22. September stellte nun der Inhaber des Cinema-Palace in Neuenburg das Gesuch um Aufhebung des Verbotes; doch wurde er von den Gemeindebehörden und vom Staatsrat abgewiesen. Die Behörden erachteten es als notwendig, die Bevölkerungen in diesen schweren Zeiten auch fernerhin vor unnützen, unproduktiven Ausgaben zu bewahren.

In Gutheißung eines vom Besitzer des betreffenden Cinema-Unternehmens eingereichten Rekurses hat nun aber das Bundesgericht das neuenburgische Verbot einstimmig aufgehoben, da es eine offensibare Verletzung der Ga-

rantie der Gewerbefreiheit in sich schließt. Denn dieser Schutz ist wegen der wirtschaftlichen Krisis keineswegs geringer geworden. Als Eingriff in die Gewerbefreiheit ließe sich das Verbot bloß rechtfertigen, wenn es sich als gewerbepolizeiliche Maßnahme im Sinne der in Art. 31 B.-V. selbst aufgestellten Vorbehalte charakterisieren ließe. Das trifft nicht zu. Die Aufgaben der Polizei sind im heutigen Staatswesen genau umschrieben, sie zielen lediglich auf die Verhinderung von Störungen der öffentlichen Ordnung und Sicherheit. Nur soweit also das Kinematographengewerbe mit der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit kollidiert, muß es sich polizeilichen Maßnahmen fügen, und von diesem Standpunkt aus bestehen auch die vielfachen Vorschriften zu Recht, die die Feuericherheit, die Wahrung guter Sitten, die Filmzensur, Beschränkung des Kinderbesuches und dergl. zum Gegenstand haben. Dieser gewerbepolizeiliche Rahmen wird aber überschritten, sobald die getroffenen Maßnahmen den Charakter der Regelung eines Gewerbebetriebes abstreift und denjenigen einer wirtschaftlichen Bevormundung der Bürger annimmt. Im heutigen modernen Staat kann eben nicht mehr alles, was im öffentlichen Wohl zu liegen scheint, durch die Polizei verfügt werden; speziell gehört es nicht zur Tätigkeit der Polizei, den Bürger vor unproduktiven Ausgaben, Verschwendung und dergl. zu bewahren, sondern hiemit sind andere Organe, wie die Vormundschaftsbehörden usw. betraut. Als von den Behörden selbst zugestandene vornehmlich vormundschaftliche Maßnahme geht aber das Verbot über die polizeilich statt-

„Ich bin ganz lammsfromm, wenn man mich nicht reizt, aber . . .“

„Widerspruch ertrage ich nicht“, ergänzte der Baron mit verstecktem Lächeln und nahm mit seinen schlanken, bleichen Händen sorglich ein Mädchen von seinem tadellosen, schwarzen Gehrock. „Haben Sie es sich überlegt, gnädiges Fräulein“, fuhr er, ohne Magna anzusehen, fort, „ob es Reiz für Sie hätte, die Einladung meiner Mutter anzunehmen? Ich kann mir Sie hier“ — er ließ seine Augen wie gelangweilt durch den weiten Saal schweifen — „gar nicht auf die Dauer denken. Ihre Schönheit“, er verbeugte sich tief vor Magna, „braucht einen ganz andern Rahmen als die Stille des Kammerhofes. Paris wird Ihnen tausend Wunder zeigen. Sie werden bewundert, gefeiert und — geliebt werden.“

Die letzten Worte hatte er nur ganz leise gehaucht, gleichsam, als flüsterte er ihr ein tiefes Geheimnis ins Ohr. Und Magna erschauerte unter den Worten. Wie zwingend jetzt die schwarzen Augen die ihren suchten. Wie eine Flamme flog es zu ihr hinüber.

„Ach“, sagte sie, die Hände aufsteizend über der jungen Brust faltend, „Sie wissen ja gar nicht, wie ich mich hinaussehne in die Welt. Paris, Berlin, Wien erscheinen mir als der Inbegriff aller Herrlichkeit, aber ich darf ja nicht. Jungelbe würde ja außer sich sein, wenn ich jetzt, wo ich kaum zurückgekehrt, verlassen würde. Das sind unerfüllbare Wünsche, lieber Baron, denen ich entsagen muß.“

Sie sagte das mit einer allerliebsten, koketten Verbeugung und Roman Bonato schlug eine Blutwelle über das lahle Antlitz, als sie halb geknickt und halb herausfordernd zu ihm auf sah.

„Ich gebe die Hoffnung nicht auf“, sagte er mit halb verschleiertem Blick, „Sie doch noch als Gast in unserem Hause zu sehen. Es wäre die Erfüllung meines heißesten Wunsches“, fügte er hinzu, die schlanke Hand des Mädchens stürmisch an seine Lippen ziehend.

Errötend, fast unwillig, zog Magna ihre Hand zurück. Wie dumm, daß gerade in diesem Augenblick da drüben der Inspektor in der Tür stand und mit sakrastischem Lächeln den stürmischen Handkuß des Barons gewahrte. Frei-

lich, was verstand dieser Mensch, dieser Raßmuffen von solchen Dingen. Der würde gewiß keiner Dame die Hand küssen. Der dachte gar nicht an so was.

„Was wünschen Sie eigentlich“ fragte Magna hochmütig, indem sie die Laute ziemlich unfaßt an die Wand hing, mit harten Augen den Inspektor streifend.

„Ihr Fräulein Schwester möchte gnädiges Fräulein einen Augenblick sprechen. Ich bedauere, wenn ich störend in eine Unterhaltung fiel, die nicht ohne Reiz für Sie, mein gnädiges Fräulein, wie für Sie, Herr Baron, gewesen sein dürfte.“

„Was wollen Sie damit sagen, Herr Raßmuffen?“ fragte der Baron hochmütig, voll angenommener Gleichgültigkeit, trotzdem es wie verhaltener Zorn in seiner Stimme klang.

„Nichts anderes, mein Herr, als meine aufrichtige Ueberzeugung, die doch niemand verletzen kann. Gnädiges Fräulein, ich habe die Ehre. Herr Baron!“

Er klappte die Hacken zusammen.

Die Verbeugung war tadellos, und doch lag in der ganzen Haltung des Mannes, in jedem Zug seines offenen Gesichtes, ein Protest.

Magna fühlte das instinktiv. Sie machte denn auch, als er gegangen, sehr respektwidrig eine lange Nase hinter ihm her und sagte heftig: „Was der sich bloß herausnimmt. Jrgend ein verfrachter, preußischer Leutnant will hier kommandieren. Ich begreife gar nicht, wie Jungelbe sich das gefallen lassen kann.“

„Ganz meine Meinung, mein gnädiges Fräulein“ lächelte der Baron. „Es kommt mir natürlich nicht zu, hier irgend ein Urteil über den jungen Mann auszusprechen, aber ich meine, daß er für seine Stellung ziemlich selbstbewußt auftritt.“

„Nicht wahr?“ rief Magna eifrig. „Ach“, fügte sie dann mit einem schelmischen Augenaufschlag hinzu, „ich denke es mir schrecklich, in irgend einer abhängigen Stellung zu sein. Sie nicht auch?“

Ich habe nie darüber nachgedacht. Wer, wie wir, im Ueberfluß aufgewachsen, hat wohl nicht den richtigen Maßstab dafür.“

haften Beschränkungen eines Gewerbebetriebes hinaus und kann daher von der Garantie der Gewerbefreiheit nicht fortbestehen.

## Filmbeschreibungen.

### Die Perle.

Von Arthur Landsberger.

(Monopol-Film der Firma Zubler u. Cie., Basel.)

„Es war im Opernhaus. Ihre Logen lagen sich gegenüber. Und da, was auf der Bühne vorging, sehr dumm war, sah er den ganzen Abend zu ihr hinüber . . . . .“

So beginnt Landsbergers Feuilleton in der Zeitung, und so war's auch hier. Vergnügt kommt Kommerzienrat Hilger aus der Provinz in der Großstadt an — die Großstadt, mit allen ihren intimen Reizen, die locken und rufen, liegt vor ihm. Gewiß gibts auch diesmal wieder ein reizendes Abenteuerchen, denkt der Kommerzienrat und schmunzelt, freut sich, sein gewichtiger Körper ist plötzlich elastisch — die Elastizität der Großstadt — selbst seine gänzlich unbehaarte Schädeldecke scheint sich zu freuen. Er stülpt den Zylinder auf; „wo gehe ich heute abend hin?“ fragte er

den Direktor des Hotels, der ihm die Zimmer vorlegt. Er entschließt sich fürs Theater. Nicht etwa, daß das Kommerzienrätchen nicht wüßte, wo man sich noch besser amüsiert. Aber — der Anfang soll mal solide sein. Und er sitzt in der Loge des Theaters und gähnt — gähnt — gähnt. Belangweilt betrachtet er die Schönen der andern Logen. Da entdeckt er „sie“. Ein hübsches Kind, feisch, ganz reizend und ein Schönheitspflasterchen — pikant. Und sie gähnt — gähnt — gähnt. Belangweilt läßt sie durch das Glas die Blicke zu den andern Logen schweifen. Sie sieht „ihn“. Er gähnt — du armer Kerl, mir gehts auch so — sie gähnt. Er grüßt, sie dankt. Sie nimmt plötzlich ihren Mantel und geht — er siehts und geht. Er spricht sie höflich und lustig an: „Gestatten Sie mir, Gnädigste, Sie in ein weniger langweiliges Etablissement zu führen?“ — Ein Seitenblick von ihr — sie gewährt. Ein modernes Ballokal, im Chambre separee, sie und er, Sekt, frohe Laune, nun die Maxixe . . . dann Sekt und — — Pfirsich — Melba?! — ?! — Sie verspürt schon etwas die Wirkung. „Bringen Sie mich nach Haus — — aber nur — — bis an die Tür, mein Herr!“ — Im Auto, Villenviertel, sie steigt aus, er auch, er verbeugt sich, lüftet den Zylinder, sie dankt — das war der Abschied. Entzückt steht Hilger da, betrachtet sie, ein letzter Blick dem reizenden Kind — sie sucht verzweifelt den Haus Schlüssel. Er eilt hinzu, läutet — vergeblich, die Tür bleibt verschlossen — und es ist Nacht. Amelie, auf diese Weise obdachlos, folgt widerwillig dem alten Hilger, der ihr sein Zimmer im Hotel zur Verfügung stellt. — Zimmer Nr. 17, den Schlüssel hat er dem schlafenden Portier

„Also reich ist er auch“, dachte Magna ganz kühl, während sie, ein verführerisches Lächeln auf den Lippen, dem Baron die Hand reichte und sagte:

„Also auf Wiedersehen! Ich eile jetzt zu meiner Tyrannin. In einer halben Stunde können Sie mich hier erwarten.“

Sie nickte ihm gönnerhaft zu und rauschte wie eine kleine Königin aus dem Saal.

Der Baron fuhr mit dem Taschentuch über die erhitzte Stirn. Einen Augenblick schloß er, als kämpfte er innerlich schwer gegen einen aufsteigenden Gedanken, die Augen, dann hob er erschreckt den Kopf.

„Was suchst du hier?“ herrschte der Baron ein junges Mädchen an, das plötzlich hinter der Estrade am andern Ende des Salons hervortrat und langsam auf ihn zuschritt.

„Dich“, gab sie kurz zurück.

„Bist du schon lange hier, Ethel?“ forschte er unruhig.

„Ich war schon da, als du kamst. Ich saß dort mit einer Stickerin, niemand sah mich. Ich sah auch das Mädchen tanzen, und ich sah, wie deine Augen sie fast verschlangen.“

„Eifersüchtig, Ethel?“ Ich bitte dich.“

Ethel Dörbing, eine entfernte Verwandte der Baronin, hob das blasser Gesicht mit den leidvollen, blauen Augen fast stolz empor.

„Es würde sehr töricht von mir sein, Roman. Nein, das ist es nicht. Etwas anderes beunruhigt mich.“

Sie strich mit der schlanken, fein geäderten Hand über das blauschwarze Haar, das in dichten Wellen über der weißen Stirn hauchte.

„Nun“, forschte er streng, „willst du nicht fortfahren?“

„Ich möchte dich fragen, was wir eigentlich hier wollen? Daß wir der Herrin dieses Hauses mehr als unbequeme Gäste sind, hat sie uns wohl unverholen gezeigt. Als ich deine Mutter bat, doch möglichst bald abzureisen, lachte sie mich aus und nannte mich eine Narrin. Du schneidest der Kleinen die Kur — auf Wunsch deiner Mutter natürlich — bitte, rege dich nicht auf, es ist so, aber du, der du nie etwas ohne Grund zu tun pflegst, was dich aus deinem gewohnten Phlegma reißt, hast ganz bestimmte Absichten, und ich

würde dir dankbar sein, zu erfahren, was eigentlich das ganze Manöver hier bedeutet.“

„Ich bitte, dich, deine Ausdrücke zu mäßigen. Sind wir dir vielleicht Rechenhaft schuldig?“

„Ja“, gab das Mädchen tief aufatmend zurück. „Ihr habt mich aus dem stillen Kloster, in dem ich froh und glücklich war, herausgerissen. Ihr habt mir meine Ruhe, meine sorglose Fröhlichkeit genommen. Warum habt ihr mich nicht dort gelassen, wo ich mich so geborgen fühlte?“

„Du vergißt, Ethel, daß deine Erziehung im Kloster vollendet war und daß meine Mutter die Pflicht hatte, da du ganz vermögenslos bist, dir Gelegenheit zu geben, deine Kräfte zu betätigen, damit du dermal einfüß auf eigenen Füßen stehen kannst.“

Ein bitterer Zug legte sich um die schmalen Lippen des jungen Mädchens.

Ja, weil ihr eine Gesellschafterin wie die andere davon gelaufen war und keine Kammerjungfer bei ihr aushalten wollte, wählte deine Mutter mich für diesen Sklavendienst. Widersteh nicht“, herrschte sie den Baron an, „ich kenne die Beweggründe ganz genau. Deine Mutter weiß, daß ich ihr nicht davonlaufen kann, da sie es ja keine Minute versäumt, mir klar zu machen, welche Pflichten der Dankbarkeit mich an sie fesseln. Ich bezahle mit meiner Arbeit, meinem ganzen Denken und Fühlen, das ihr opfern muß, die Kosten meiner Erziehung, die sie bestritten. Gott weiß, daß ich gern diese Schuld abgetragen hätte, daß mir keine Arbeit zu schwer, keine zu gering gewesen wäre, wenn ich dadurch deiner Mutter meine Dankbarkeit hätte beweisen können. Mit meinen Kräften hätte ich gern und willig bezahlt, Tag und Nacht hätte ich freudig gearbeitet, die Schuld zu tilgen, aber mit meiner Selbstachtung, wie ihr es von mir verlangt, zahle ich nicht.“

Die blauen Augen sprühten fast dunkel auf, und die feinen Nasenflügel in dem blassen Gesicht zitterten leise.

„Was suchst dich an?“ fragte der Baron kühl, sich gelangweilt in einen der hohen, geschnitzten Stühle zurücklehrend, die Augen schließend, daß seine langen Wimpern wie schwarze Schatten auf dem blassen Gesicht lagen. „Du vergißt wohl völlig, zu wem du sprichst?“